

19]

Das Blut.

(Nachdruck verboten.)

Roman von J. J. David.

„Ich habe mir es schon früher oft so gedacht. Aber gehört habe ich es erst von Johann Rüttemann, der jetzt in Amerika ist — es geht ihm gut, und er hat mir auch bezahlt, was er mir schuldig war — und begriffen so recht erst diese Nacht: wir können nichts für uns. Wenn die Gabi schlecht geworden ist, so hat der Rupert gemeint, das Blut ist schuld daran. Soll gelten. Aber kann der Mensch etwas für das Blut, das er in sich hat? Nein! Und so kann er für gar nichts. Wenn ich Sie nicht da treffe, kann ich überhaupt etwas für die Gabi thun? Gar nichts; zuschauen hätte ich müssen. Damit müssen wir uns bescheiden, was wir anpacken und wie wir es beginnen: Es geht aus, wie es ein Anderer will und gefügt hat von Ewigkeiten. Warum und wozu? Wir können ihn nicht fragen, und er mußte uns nicht antworten.“

„Aber das ist ja trostlos,“ rief Herr Glogar. „Da müßte man rein zusehen, was geschieht, und dürfte sich nicht rühren!“

„Sie verstehen mich nicht,“ entgegnete die Frau. „Nein, wir sollen gerade thun, was wir sollen und was uns recht erscheint. Und es ist nicht trostlos; mich beruhigt es, daß ein Stärkerer und Klügerer einstehen muß für das, was ich thue und was ich erleide. Wir haben uns keinen Vorwurf zu machen, und ihm dürfen wir es nicht, und er spricht aus uns selber zu uns.“

„Wenn also Gabi käme und Ihre Hilfe anflehte — würden Sie ihr beispringen?“

„Glaube ich, daß es etwas nützt — gewiß! Aber wie kommen Sie darauf? Warum bitten Sie für die?“

„Ich halte es für Menschenpflicht. Und ich habe die Verlorene einmal sehr geliebt, und ich habe eine Ahnung, daß sie der Reizung und des Verstandes noch bedürfen wird.“ Er sprach sententiös, wie fast immer, und doch klang ein Tiefes in seiner Stimme.

„So?“ Sie legte die Hand auf seine Schulter.

„So? Ich aber weiß, daß sie kommt. Wissen Sie, woher? Wir sind noch nicht aufs Kleine, ich und sie. Und wo stünde die Welt, wenn zwei Menschen, wie wir — ich und die Andere — auseinanderlaufen könnten, als wäre nichts gewesen? Es muß aufgehen zwischen uns, und darum muß sie kommen, und weil sie doch zu gut ist für das Leben, das sie jetzt hat. Ich verstehe sie noch nicht; ich weiß, was sie ist — sie zwingt mühsam eine starke Bewegung — „aber noch nicht, wie sie es geworden ist. Das ist sie mir noch schuldig, das muß sie mir noch geben, und sie soll dann von mir haben, was ihr noch kommt von mir.“

An diesem Tage wurden Herr Alois Glogar und Salome Lohwag Freunde. Selbst das Geständniß seiner Reizung zu Gabi erhöhte ihr seinen Werth; es mußte viel Gutes und Liebenswerthes an dem Mädchen gewesen sein, wenn er, ein erfahrener und menschenkundiger Mann — sie hielt ihn dafür, weil sie es selber so garnicht war — sich so an die Hoffnung geklammert, seinen Besitz zu erlangen. Aber auch für ihre Ueberzeugung, daß Alles vorherbestimmt sei, war er ihr ein redender Beweis; so nahe war für die, deren Namen sie nicht mehr nannte, die Hilfe gewesen — und sie versank im Schlamm. Und um seiner Liebe willen hörte sie ihn auch gerne von der Entschwindenen sprechen. Immer noch kamen Briefe von ihr: sie wurden zu den übrigen gelegt. Nicht etwa aus Groll, denn Salome log nicht sich, nicht anderen; aber was darin stand, das konnte nichts frommen, nichts ändern. Nunmehr stammten sie sämmtlich aus Wien; und wie einmal das Anstete Gabrielen's ihrer Tante Anlaß zum Nachdenken gegeben, so war es ihr jetzt wieder nicht recht, daß sie dauernden Aufenthalt genommen. Was konnte sie noch dort treiben, nun das Geld längst zu Ende sein mußte, das sie ihr damals zugewendet? So lange wollte wohl kein Zirkus irgendwo in der Welt, und sie las auch eifrig die Zeitung. Alles zumal, was Bezug auf das Theater hatte, und konnte nichts finden, was ihr deusam für die Ferne schien.

Und sie war fast froh, als ihr nach geraumer Weile wieder einmal ein Brief aus einem Dorfe Böhmens zukam . . .

Sie waren Freunde geworden, soferne die Frau manchmal ein rechtschaffen Mitleid mit dem Manne empfand, der vor ihr saß und sich in phantastischen Träumen verlor, wie Alles hätte kommen können, während sie klar und bestimmt nur das erwog, was war und warum es so war. Aber vom Tröstlichen, das sonst ähnlichen Verhältnissen innewohnt, war diesem nichts zu eigen. Nur ein Berührungspunkt war in Beiden, und zu dem stellten sie sich ganz verschieden. Nichts von der Anbeugung, die Glogar jetzt methodisch mit dem Andenken Gabrielen's trieb, war in der Frau. Er litt wirklich darunter; mit jener nüchternen Trockenheit, mit der er vordem seine geträumten Seligkeiten verzeichnet, buchte er nun seine ehrlich empfundenen Kümmernisse. Er bemühte sich um keine bessere Stelle, die er am Ende nicht gar so schwer hätte erlangen können; aus Anhänglichkeit an die Stätten, da sie gewohnt, redete er sich vor, aus Verzweiflung an einer Welt, in der Gerechte so leiden müssen. Aber ihm war einfach zum Bewußtsein gekommen, daß er seine beste Kraft und seine ganze Wucht des Hoffens einem aussichtslosen Traumbilde zugewendet hatte. Das zerrann, und er fühlte sich alt und war nicht mehr jung, und sah keinen Weg mehr vor sich, der ihn ganz und mit Bestimmtheit aus den kleinen und qualenden Sorgen führen konnte, in denen er lebte.

Frau Salome aber war nur noch eines merkwürdig: die Antwort auf jene Frage, die sie sich gestellt, da sie Gabrielen wiedergesehen, das „Wie und Warum?“, das ihr ein Räthsel war, das sich nicht lösen noch ausdeuten lassen wollte. Mit der ganzen Macht eines Verstandes, der sein und seiner Kraft bewußt genug war, arbeitete sie fruchtlos daran. Und sie hatte Zeit in der Einsamkeit, in der sie lebte, zur Genüge dafür. Jede Möglichkeit wog sie ab. Es kamen Tage, an denen selbst die vertraute Stimme Herrn Glogar's fremd in ihre Träume klang, in denen sie der Anblick seines ernstesten und gelassenen Duldergesichtes fast in Wuth brachte durch seine stete Gleichmäßigkeit. Es schlief eben mehr von der Leidenschaftlichkeit ihrer Schwester und Gabrielen's in ihr, als sie ahnte oder Wort hätte haben wollen.

Sie waren Freunde geworden, und Rupert's Spott, den er freilich nur in verhohlenen und feindseligen Anspielungen zu äußern wagte, vermochte nichts darüber — Freunde nach ihrer Art, die nicht so ganz gemeine Menschenart war, aber darum vielleicht nicht minder verlässlich für die Dauer und für die Noth. Freunde auch darum, weil sie gewandelt waren gegen früher allbeide. Denn Herrn Glogar war der feste Grund abhanden gekommen, darauf er so lange gesuht, und er verzweifelte an der göttlichen Weltordnung; Frau Salome hingegen war unruhig, ungleich von Stimmung, abhängig von Launen, war durch ihr Sinnen und Träumen erregbar, durch ihr: „Wir sind noch nicht auf gleich, wir müssen aufs Reine kommen“ nervös geworden. . . .

XII.

Die Welt ging ihrer Wege weiter. Die Tage wurden endlos, dann wieder die Nächte für Frau Salome. Das Märzentwehen erhob sich, durchfuhr die Lande, ward zum Sturm. Der peitschte mit starken Schwingenschlägen die Welt aus ihrem Schlummer; vor dem Draußen seiner Fittige brach das Eis der Flüsse, daß die todten Schollen dem lebendigen Wasser den Raum nahmen. Jeder Bach ward so zum Strome; die Oder selbst aber überschwemmte weithin die Fluren, daß unabsehbare Seen entstanden, nur geschieden durch die weiße Straße, die sich unter grauem Himmel und zwischen fahlen Wassern dahinzog.

Im Oberlande ging es übel. Man hörte von verheerten Städten, von bedrohten Ortshäusern. Jedes Kinuskal trug Hausrath ins niedere Flußthal; man sah nutzbare Thiere herabgetrieben werden, denen niemand zu helfen vermochte. Wo aber die Bemerkungen einer Gemeinde an die erzürnten Gewässer stießen, dort sammelte sich vieles Volk um die Ufer, die noch nie so weit ins urbare Land gerückt gewesen waren. Manche unter den Zuschauern trieb die bittere Noth und die Sehnsucht nach einem Erwerbe; es kam viel Bauholz, gewaltige Stämme kamen sogar, die denen reichlich lohnten die ihrer habhaft wurden. Andere schlugen nur lüngernd

die Zeit tod, mit der sie nichts Rechtes zu beginnen wußten, nun die Aecker im Gewoge versunken lagen. So gewannen einige Elende und viele Müßige ihren Vorthail aus dem allgemeinen Jammer. Zu Nacht aber erhob sich in einsamen Schänken ein wüßtes Wesen; Taugenichtse, die ihren raschen Erwerb leicht verthaten, lärmten darinnen.

Eine volle Woche fast ging das so. Auch Frau Salome pflegte solcherart eine müßige Stunde zu verbringen; mehr aus einer Sehnsucht nach Menschengesichtern überhaupt, als aus Neugier, obgleich auch die ihr Theil daran hatte. Unter den Holzjüngern sah sie manchen wieder, den sie von den Nußbäumen her kannte; den Franz Rüttemann auch, der in hohen Wasserstiefeln zerlumpt, wüß und dreist mit einem gewaltigen Feuerhaken nach Brettern und Bäumen angelte und mehr Glück hatte, als die anderen zusammen. Einzig er unter allen diesen Gefunkenen war froh genug, sie zu begrüßen; wenn die Anderen schweigend ihr Werk thaten, sang er mit heiserer Stimme, plauderte, pfiß, rief den Mädchen, die etwa zusehen kamen, allerhand Unsinn zu, schien alles zu können, nur seinen Augenblick stille sein. Frau Salome erwiderte seinen Gruß hochmüthig kopsneigend; der Mensch war ihr aber gleichgiltig, so sehr sie ihn einmal gehaßt. Danach sah sie wieder in das Draußen und Schäumen, das sich am sechsten Tage so gewaltig erhob, daß man selbst für die Kreisstadt zu fürchten begann. Denn mehr als einmal schlugen die Wellenkämme über die Straßen hin; mehr als ein Haus war in seinen Felsen von den raumenden und naschenden Wogen unterwühlt und drohte dem Einsturz.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Palmsontag! Die Charwoche beginnt und mit solcher Ironie des Betters wird sie eingeleitet! Statt der Reichen und Frühjahrsblüthen, die sich allzudeist schon vorgewagt hatten, konnten wir an unseren Fenstern Eisblumen betrachten, wie sie uns der ganze Winter nicht gebracht hatte. Eigenthümliche Frühjahrsstücke!

Wunderlicher Lebensironie konnte man in dieser Woche mannigfach begegnen. Die wunderbarste bleibt das Tactlose-Strich der Studenten von Halle. Das war eine neue, eine unerwartete Note im akademischen Leben. Alle Ausgeschlossenheit, die widerwärtigste Renommance, die in keinem Verhältnis zur eingebildeten studentischen Würde steht, konnte man begreifen; wie man Ausschreitungen begreift, die im Charakter der Jugendlichkeit liegen. Mit dem studentischen Strebertum unserer Tage war freilich das Wesen der Jugendlichkeit schon vergiftet; und doch überraschte die neue Erfahrung, wie weit man es in der Moral-Heuchelei gebracht habe.

Als Mephisto mit seinem Faust auf irdische Abenteuer streift und in Auerbach's Keller mit einer recht ruppigen Studentengesellschaft zusammentrifft, da giebt es manchen derbästigen Spaß. Die jungen Burken lieben das so. Ihnen macht Ergözen, was einem Faust schal erscheinen muß. Studenten vom Schlag unserer berühmten gewordenen Hallenser würden die Ergötzlichkeiten Mephisto's weit von sich weisen; dafür hätte umgekehrt Mephisto an diesen Braven einen reinen Genuß. Verhaßt ist ihnen die Weiblichkeit im Horiaal; denn des schuldlosen Jünglings Gedanken gehen so leicht in die Irre und die Macht der Verführung ist stark. Sie, denen jedes Pötlein jüngerliches Erreöthen in die Wangen treibt, könnten leicht in argen Eynismus verstrickt werden.

Das haben die jungen Herrchen nicht bedacht und es ging ihnen, wie so vielen Moral-Heuchlern, daß sie durch ihr Geständniß zunächst sich selber bloßstellen. Welche verwüstete und schmutzige Phantasie, die so für sich fürchtet. Sie glaubten sicherlich, ihre streberische Sache sehr fein eingefädelt zu haben und doch waren sie so unsagbar naiv, durch Selbstverrath an ihre brutale Phantasie zu erinnern. Sie glaubten, wie die frommen Vöblein zu erscheinen und einer Förderung gewiß zu sein und übersahen, daß man fragen muß: Wenn ihr so fromm seid, wie kommt ihr zu eurer schmutzigen Wissenschaft?

Ging's nach den Hallenser, so mühte der arme Goethe seine Szene in Auerbach's Keller gründlich umändern. Volltrümmte Studenten, wer hätte derlei schon gehört, und dann das häßliche Lied vom Floh, der die Hofdamen plagt. Was kam ein phantasiervoller Jüngling nach Hallensischer Art sich hierbei nicht vorstellen! Nicht allein, daß die Romanze an sich so tief despektirlich ist, die Heimglichkeiten des Flohprinzen können unlautere Gedankenreihen anregen. Nein, im stillen Theezirkel mühte Egellenz Goethe die Blüthe deutscher Studentenschaft aufsuchen. Einen erbaulichen Chorgesang und nicht wußte Sauflieder hätte ihnen der alte Heide in den Mund legen sollen. Dann wäre er ganz gewiß nicht heimathlos in der wunderschönen Stadt am Rhein und sein Straßburger Denkmal Komitee mühte sich nicht, wie es jetzt thut, de- und wehmüthig an die Oeffentlichkeit um kleine, freiwillige

Beiträge wenden. Der Aufruf des Komitees macht einen deprimirenden Eindruck. Vorher schon ließ man den Klingelbeutel umhergehen, die relativ bescheidene Summe für das Straßburger Denkmal kam nicht zusammen. Man wandte sich an den Reichstag; und da man sich dort um den un bequem heidnischen Dichter und Weltbürger herumzudrücken wußte, versucht man's von Neuem mit den Sammlungen. Aber man muß gutbürgerliche Schwärmerei wohl verstehen. Als die Reichslande nach siebzig an Deutschland kamen, da schwammen dieselben Bürger in sentimentalem Entzücken über die verlorenen und wiedergekommenen Brüder und alle deutschen Dichter schworen den Revancheschreibern überm Rhein feierlich zu: Niemals sollt ihr auch nur einen Stein von uns haben. Nun aber, da ein Ehrendenkmal deutscher Nation in Straßburg errichtet werden soll, setzt sich die gutbürgerliche Schwärmerei so kläglich in die That um. Die Frommen schnüffeln und finden, daß Goethe heidnisch stinke, und die Rationalisten fragen gar bedenklich an, ob denn dieser Poet so recht „voll und ganz“ als Deutscher eingeschätzt werden könne. Indeß muß der Klingelbeutel abermals umgehen und wir könnten es erleben, daß das neuerliche Mühen wiederum ergebnislos verlaufe. Es handelt sich wirklich nicht darum, ob der Wille des Denkmalkomitees in Straßburg geschieht, ob nicht. Vielleicht wäre es von vornherein klüger gewesen, die Geschichte mit dem Denkmal nicht anzugehen. War sie aber einmal angeregt, so zeigte sich der charakteristische Widerspruch in den Dingen: überfließende Schwärmerei, so weit sie wohlfeil ist und ein bettelhaftes Gebahren, so wie nur einige Opferwilligkeit verlangt wird.

Vielleicht wird Herr Lieber mit Genugthuung denken: Es geschieht ihm ganz recht, diesem Goethe. Der Mann hatte für „Auditäten“ sehr viel übrig. Allerdings überseht die Lieber'sche Phantasie den Begriff „Audität“ nicht mit Nacktheit, sondern er sagt statt nackt „ausgezogen“. Damit ironisirt sich die fromme Phantasie selber. Eine Einbildungskraft, die für das Nackte das Ausgezogene setzt, das heißt für das natürlich Naive das Raffinement, ist in der That nicht gerade beneidenswert. Um so erfreulicher ist dann der Muth und die Begeisterung, mit der ein so phantasiervoller Mann trotz der Janitscharenmusik, die wider ihn losgelassen wurde, über die reine, umentweichte Kunst aufrecht seines Amtes waltet.

Da wir nun einmal im streng sittlichen Fahrwasser segeln und alle unreinliche Phantasiethätigkeit gründlich hassen, so könnten die Herren, die gleich Lieber über die hehre, die heilige Kunst wachen, von dem Andenken eines Mannes in Dresden noch Manches profitieren. Nur keine Aengstlichkeit, wenn es sich um Auditäten handelt. In Dresden wirkte an der Kunstschule ein Lehrer, der für ganze Generationen von Kunstschülern sprichwörtlich wurde. Die Dresdener Kunst war damals völlig im Niedergang; aber die Sittlichkeit an der Kunstschule stand um so höher. Der erwähnte Professor wettete nämlich vor seinen Jünglingen gegen die Naturstudien nach weiblichen Modellen; und da er als Kunstlehrer — seine Predigten gegen das Nackte, oder wie Lieber sagt, gegen das Ausgezogene in säckelnder Mundart vortrug, so wurden diese Vorträge zu komischen Anekdoten. Möglich, daß die Uebertreibung sich an die Gestalt des merkwürdigen Kunstlehrers klammerte, daß man ihm Unrecht that, aber böshafte Anekdoten sterben nicht leicht. So starb das angebliche Diktat des Dresdener Professors nicht: Man nehme einen Jünglingskörper und „übertrage sich ihn ins Weibliche“. Wie, wenn die Dresdener Anekdote zu feierlichem Ernst gediehe! Junge Leute und weibliche Altstudien! Wenn die Hallenser schon an frivolon Jhynismus denken, da es sich nur um medizinische Studien und weibliche Mitstudenten handelt, wie arg in Gefahr müssen erst die Studirenden in den Kunstschulen sein. Wozu denn am splitternack ausgezogenen Leib studiren? Ein Kunstkenner, der die „Audität“ überhaupt haßt, wird gewiß auch als „gerechter Kammacher“ die Folgerung ziehen: Mast und bildest Du nichts Nacktes, dann brauchst Du auch keine Studien am Nackten. Wozu haben wir eigentlich eine parlamentarische Sittenpolizei?

Luftige und bittere Ironie wechseln durcheinander. Gegen die „Ueber-Sittlichkeit“ der brausenden Jugend lehren sich jetzt sogar die offiziellen Stimmen. Wie pedantisch zähe klebt man doch an Vorurtheilen, an landläufigen Redensarten; und gar erst, wenn es sich zugleich um die eigene Selbstliebe, um den eigenen Interessenvortheil handelt. Den Eimen ist der weibliche Arzt ein Gräuel, den Anderen kommt der Gedanke an weibliche Fabrikinspektoren schrecklich vor. Tapfere, agrarische Männer, Leute, die gewiß niemals ein Glas über den Durst getrunken und niemals ein Wort zuviel gesprochen haben, weisen auf die unbedingte Natur der Frau als Schwächerin hin. Kann denn ein Weib den Amtseid halten, kann sie schweigen, wenn sie Betriebsinspektor wird? Ein schallendes Nein! erwidert der kräftige Mann. Er dekretirt: das ist wider die Natur, und seine energische Behauptung ist zugleich sein Grund. Von alten Weibern beiderlei Geschlechts hat er wohl noch nie vernommen.

Nur keine falsche Scheu, sobald es sich um die eigene Werthbestimmung handelt. Das meinen auch die Eiferer wider das allgemeine Reichs-Wahlrecht in der preussischen Kammer. Sieh auf einen überhöhen Sodel stellen und den „Pöbel“ verachten. Die Ironie darin ist die geistige Trivialität, die für sich gerade das erhöhte Vorrecht beansprucht. Lebte noch ein Funken herrlicher Genialität, ausschäumenden Temperaments in dem An-

stumm gegen das allgemeine Wahlrecht! Aber so ist es, wie bei dem Kampf gegen die Frau als Mitbewerberin: Die nützlichste Landläufige Trivialität blüht sich auf; und eine Scheinbehauptung gilt ihr als Grund. —
Alpha.

Kleines Feuilleton.

I. Kündigung. „Na, Du bist ja so vergnügt! Was ist Dir denn passiert? Hast Du am Ende Arbeit?“ fragte der junge Mann, der am Fenster mit einem Stück einer alten Zeitung saß. Der Angespöckte lachte still, mit glänzenden Augen: „Ne — ne, das gerade nicht. Aber“, er warf den Kopf empor und sah den Eigenen schelmisch an, „ja, eigentlich weiß ich gar nicht, warum ich so lustig bin. Ich habe durchaus keinen Grund dazu, aber ich bin nun mal lustig.“ Er zog die Hände aus den Taschen seiner Joppe und blies hinein. „Weißt Du... hier bei Dir... ist's auch nicht wärmer wie draußen. Nur draußen ist der Wind so scharf.“ Immer noch in die zusammenggelegten Hände hauchend, sah er sich nach einer Sitzgelegenheit um. Doch im Zimmer standen nur Bettstellen an den Wänden und neben dem weißen Stachelosen ein Waschtisch.

Ein einziger Stuhl befand sich am Fenster, und den hatte der Lesende besetzt. Der Andere ließ sich auf eine Kante des hinteren Bettes nieder und meinte: „Weißt Du, ich glaube, heute sind alle Leute vergnügt. Das muß wohl die Lust machen. Deine Wirtin sah mich auch so merkwürdig an.“ Die Hände hatte er wieder in die Taschen gesteckt, diesmal in die Hosentaschen.

„Na... die ist nichts weniger als lustig. Die sieht nicht gern, wenn Du so oft zu mir kommst.“

„Wieso?“

„Ach...“ der Sprechende wurde roth und strich die Zeitung über seinen Scheitel glatt, „sie hat Angst, Du bringst ihr was ins Haus.“

Der auf dem Bett lachte: „Daran ist doch gar nicht zu denken. So rasch kriegt man doch im Winter keine Wien.“ Ernst und forschend fragte er: „Na, Du wirst ihr doch nicht gesagt haben...? Wie kommt sie denn dazu?“

Der Andere stand auf: „Ja, liebster Karl! Das sieht man Dir doch aber wahrhaftig an. Und dann... ein Kaufmann, der bei solchem Wetter nicht mal einen Mantel hat... und die grauen Stiefel... und die verregneten, faltigen und kurzen Hosen... das sieht doch ein Jeder, das muß doch Jeder sehen, daß Du nur noch in Herbergen pfeiffst.“

Das heitere, klare Gesicht Karl's verlor seine Frische. Sein Kopf senkte sich langsam, langsam bis auf die Brust. Er antwortete nicht. Sein Freund stand schweigend vor ihm und sah auf ihn nieder. Neue über das eben Gesagte erfüllte ihn. Er hätte abhitten mögen, daß er den Zusammensinkenden aus seiner übermüthigen Stimmung gerissen hätte. Doch fand er keinen anderen Trost, als ihn zu fragen: „Getrübtheit hast Du noch nicht?“

Karl schüttelte leicht mit dem Kopf. Während der Andere eine Kiste unter dem Bett hervorzog, sagte Karl: „Siehst Du, ich dachte, wenn wir wirklich in Berlin nichts finden, dann gehen wir bald auf die Walze. Unterwegs wird sich schon irgend eine Arbeit für uns bieten. Wenn das Wetter auch noch nicht so ist, es muß ja bald umschlagen. Und es geht ja auch so nicht weiter. Du hast wenigstens noch 'ne Schlafstelle, einen gewissen Anhalt...“

„Ach, meine Wirtin kann mir auch nicht schenken... Na, da sind noch ein paar alte Kanten, und ein bißchen Kalao ist auch noch da. Den brüh' ich bei meiner Wirtin auf, das giebt noch ein famoseres Frühstück...“ Er kam noch 'mal von der Thür zurück. In gedämpftem Ton sagte er: „Denkst Du, das macht mir Spaß, hier immer zu liegen und nicht zahlen zu können?... Und dabei kann ich's doch gar nicht besser haben. Meine Wirtin locht mir alles und besorgt mir alles, aber sie muß doch schließlich von den Schlafbütschen leben. Und das ist nun schon der dritte Monat, wo ich nicht zahle. Der dritte Monat...“

Er blieb noch ein Weilchen stehen, als er erwartete eine Antwort. Karl schwieg jedoch resignirt. Der Freund nickte mit dem Kopf und ging in die anstehende Küche. Da stand seine Wirtin, eine schwächliche Frau, an einem Plättbrett, das sie auf das Feuerbrett und auf einen Stuhl gelegt hatte. Sie sah nur einen Augenblick auf, als er fragte: „Darf ich mir ein bißchen Kalao zurecht machen?“

„Ja, gewiß,“ erwiderte sie.

Er griff zögernd nach dem kleinen braunen Topf auf dem Herd. Sie hatte ihn nicht wie sonst offen angesehen. Ehe er seinen Kalao hineingeschüttelt hatte, sprach sie weiter, mit erzwungener Strenge: „Nein, Herr Brinkhof, das kann ich nicht länger dulden, daß Sie immerfort Besuch empfangen. Und dann sind Sie auch den ganzen Tag zu Hause...“

Er stellte den Topf hastig hin. In einer Anwandlung des fähigen, selbstbewußten Gefühls seiner früheren, überfluthenden Tage sagte er, als wollte er mit seiner Unabhängigkeit prahlen: „Wenn Ihnen das nicht recht ist, ziehe ich eben.“ Rasch ging er hinaus.

Nachgebend rief sie ihm nach: „Aber deswegen können Sie doch Ihren Kalao lochen!“

Er hörte nicht daran. Erschreckt fragte ihn Karl: „Was denn? Nun hab' ich Dich auch noch obdachlos gemacht?“

„Ach!“ meinte sein Freund mit rothen Waden, „ich brauche mich doch nicht alles bieten zu lassen. Die Leute denken immer, mit mir können sie alles machen. Ja, aber bloß bis zu einem gewissen Punkte. Weiter nicht. Nun gehen wir gleich auf die Walze!“

Karl trat an das Fenster. Die Heiterkeit, die er mitgebracht hatte, schien jetzt sein Freund zu haben. Er aber war nachdenklich und düster. Leise sagte er:

„Es scheint schon wieder.“ — —

Musik.

sz. Am 30. und 31. März wird die Singakademie die „Matthäus-Passion“ von Bach aufzuführen; die Jahreserinnerungen dieser Aufführung hatten wir bereits in der Nummer vom 5. d. M. angedeutet. Jetzt kommt gerade zu rechter Zeit eine kleine Schrift: „Zur Einführung in J. S. Bach's Matthäus-Passion. Von Professor Dr. E. Jadassohn. Berlin, Harmonie-Verlags-Gesellschaft.“ Sie ist stellenweise etwas breit; den Satz: „Das wahrhaft Schöne muß immer zuerst ins Auge gefaßt und berücksichtigt werden,“ könnte sie wahrlich sparen. Auch würden noch etwas mehr Notenbeispiele nicht schaden, und bei der Erwähnung des Tonartenhörens sollte dieses nicht mit dem im engeren Sinn so genannten „absoluten Gehör“ verwechselt werden. Diese kleinen Auslegungen kommen jedoch nicht auf gegen die große Anerkennung, die dem Werkchen einerseits im Ganzen und andererseits dafür gebührt, daß es speziell die veränderten Umstände einer Aufführung der Komposition in der Ursprungszeit und einer von heute beleuchtet und uns so über den Abzug an Wirkung tröstet, der für sie bei einer jegigen Vorführung unvermeidlich ist. —

Völkertunde.

— Ueber die Hände von Togoleten veröffentlicht Senator eine Arbeit in der „Zeitschrift für Ethnologie“, der der „Globus“ das Folgende entnimmt: Die Hände erwiesen sich im Allgemeinen als sehr schlant, äußerst wohlgebildet und proportionirt. Der Grad der Entwicklung der sogenannten Schwimmhaut zwischen den Fingern war verschieden; bei den Männern zeigten sich schwächere Abstufungen, bei den Weibern stärkere. Auch das Verhältnis zwischen der Länge des Daumens und der Grundphalange des Zeigefingers war wechselnd. Ein wichtiges Ergebnis hatte die Messung der Länge des zweiten und vierten Fingers. Während bei den höher zivilisirten Völkern die Zeigefinger länger sind als die vierten Finger, zeigte sich bei den Togoleten wie bei allen Naturvölkern wieder der kürzere Zeigefinger im Vergleich zum vierten Gliede; nur ein Mann hatte gleich langen Zeig- und Ringfinger. —

— In der letzten Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu Paris berichtete Jules Garnier im Auftrage des englischen Marinekapitän's Barclay über die Alterthümer der Osterinsel. Schon Cook, La Pérouse und andere Seefahrer hatten die Insel besucht, doch blieben ihre Nachrichten noch sehr ungenau. Das Merkwürdigste an der Insel ist, daß es dort gegen 500 aus Stein gehauene Statuen giebt, von denen einzelne 25 Meter hoch sind und ein Gewicht von 250 Tonnen erreichen. Sie sind auf große Steinblöcke aufgestellt und tragen Inschriften, deren Entzifferung bisher noch nicht gelungen ist. Es hat den Anschein, als ob ein plötzlicher vulkanischer Ausbruch die Anfertigung dieser Bildsäulen gestört habe, denn man findet die Säule in allen Entwicklungsstufen, vom eben angehaunenen Block bis zum fertigen Kunstwerk. Die Frage, welcher Volksstamm solche Denkmäler geschaffen hat oder schaffen konnte, ist bis jetzt noch nicht gelöst worden. Nur das eine ist sicher, daß die gegenwärtige Bevölkerung, die noch auf einer tiefen Stufe der Kultur steht, an jenen Werken keinen Antheil haben kann. —

Geographisches.

— Die Natron-Seen in Egypten. Das „Handels-Museum“ entnimmt den Mittheilungen der österreichisch-ungarischen Handelskanoner in Alexandrien folgende Ausführungen: Nordwestlich von Kairo in einer Entfernung von 40 Kilometern erstreckt sich zwischen kleinen Hügeln ein 60 Kilometer langes Thal, welches schon in alter Zeit durch seinen überaus großen Reichthum an Natron weit und breit bekannt war und bis zur Erfindung des Leblanc-Verfahrens seine Schätze in großem Maße nach Europa sandte. Seit der Erfindung dieser billigeren Herstellungsweise nahm der Export des egyptischen Natron weit geringere Proportionen an und beschränkte sich nur auf Griechenland und die Türkei, welche im Vereine mit Egypten selbst jährlich etwa 2000—5000 Tonnen konsumiren. Die Jahresproduktion an natürlicher Soda beziffert sich aber mindestens auf das 15—20fache. Das Natronthal besitzt eine bedeutende Anzahl Seen, von welchen neun besonders durch ihre Größe hervorragen, zehn mittleren Umfangs sind und fünfzehn nur eine kleine Ausdehnung besitzen. Sie befinden sich 10—20 Meter unter dem Meeresniveau. Einen Monat, nachdem der Nil zu steigen begonnen hat, also ungefähr gegen Ende August, fangen die Quellen zu fließen an. Ueber den Ursprung derselben ist man noch vollkommen im Unklaren; einige behaupten, daß es Infiltrationswasser des Nils ist, Andere behaupten, daß diese Quellen mit dem Meere in Verbindung stehen. Thatsache ist, daß mit dem Steigen des Nils die Seen sich zu füllen beginnen, und ihr Niveau gegen Ende

Januar seinen Höhepunkt erreicht. Im Monat März hört der Zufluß wieder auf, das Wasser verdunstet allmählig und der Boden bleibt auf eine Ausdehnung von vielen tausenden von Hektaren mit einer dichten Schichte von natürlicher Soda überdeckt, welche das Aussehen von großen Eisschollen besitzt. Man unterscheidet zwei Qualitäten Natron: Sultani, ein Kondensationsprodukt, und Korkef, ein Ausblühsprodukt. Beide Produkte bestehen aus Natron, Kochsalz und geringen Mengen Glaubersalz. Im natürlichen Zustand werden sie hier und in Griechenland namentlich zur Seifenfabrikation verwendet. Die Ausbeutung der Natrongebiete steht der ägyptischen Regierung anheim, welche sie bis vor zwei Jahren konzessionsweise an Private abgab. Dieselben hatten sich zum Exporte des ganzen Erzeugnisses zu verpflichten. Der Verkauf im Inlande wurde jedoch von der Regierung selbst besorgt. Vor zwei Jahren gründete sich eine große Aktiengesellschaft, welche sich nicht nur die Natrongewinnung, sondern auch die Sodafabrikation als Aufgabe stellte. —

Physiologisches.

t. Nikotin-Vergiftung bei Thieren. Zwei französische Forscher haben nach der „Revue Scientifique“ eigenartige Versuche über die Wirkung von Tabaklösungen auf den Gesundheitszustand von Thieren angestellt. Sie nahmen 10 Gramm Mastabaht oder Kolltabak, der übrigens giftiger ist als Rauchtabak, und ließen ihn 10 Minuten lang in 100 Gramm Wasser liegen. Dann impften sie von der entstandenen Lösung 2 Kubikzentimeter auf je 1 Kilogramm des Körpergewichtes Hunden und Meerschweinchen unter die Haut. Die Folge waren trampfhaftige Anfälle, die große Ähnlichkeit mit den Merkmalen der Epilepsie besaßen. Nach den Anfällen blieben die Thiere einige Minuten lang unbeweglich, als ob sie schliefen, und nach ihrem Erwachen stellte man oft eine halbseitige oder beiderseitige Lähmung fest, die mehrere Stunden anhielt. Ist die eingespritzte Dosis zu stark, so erfolgt ein äußerst heftiger Anfall und das Thier stirbt während desselben. Ist jedoch der Anfall vorüber, so tritt der Tod gewöhnlich nicht mehr ein, sondern das Thier erholt sich wieder vollkommen. Die Ähnlichkeit der Wirkung der Tabaklösungen auf die Thiere mit den epileptischen Erscheinungen bei Menschen ist bedeutungsvoll und war bisher noch nicht beobachtet worden. Daß durch Tabakvergiftung auch beim Menschen Epilepsie erzeugt werden könnte, muß vorläufig als ausgeschlossen bezeichnet werden. Dennoch kann die beschriebene Erfahrung an Thieren manches zum Verständniß der Epilepsie beitragen; besonders werthvoll ist die dadurch bedingte Wahrscheinlichkeit, daß die Epilepsie nicht immer auf Vererbung und natürlicher Anlage zu beruhen braucht, sondern auch während des Lebens als Folge gewisser Vergiftungserscheinungen eintreten kann. —

Aus dem Thierleben.

— **Laubvogelneft von Ameisen überfallen.** In einem dichten Johannisbeerstrauche, so erzählt Dr. Viktor Hornung im „Zoologischen Garten“, hatte ein Pärchen des Gartenlaubvogels (*Hypolais philomela*) etwa einen Meter vom Erdboden entfernt sein kleines Haus errichtet. Während das Weibchen mit Eifer dem Brutgeschäft oblag, ließ das Männchen den ganzen Tag ununterbrochen seine liebliche Stimme erschallen; ja selbst in der Dämmerung vernahm man noch häufig sein leises Liebesgeflüster. Schließlich entschlüpfen vier Gelbschnäbel glücklich den Eiern. Unermüdlich trugen die Eltern Nahrung zu Neste. Eines Morgens ließ sich jedoch beim Vorbeigehen an dem Nistplatze klägliches Geschrei der Eltern hören; beim Nachsehen fand man alle vier bereits mit Stoppeln bedeckte Jungen todt im Neste. Unzählige Ameisen krochen im Neste herum, die Jungen selbst waren schwarz von ihnen, und fortwährend bewegten sich neue Schaaeren von Ameisen an dem Stamme empor dem Neste zu. Da die Jungen wenige Stunden vorher noch vollkommen munter waren, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Ameisen ihren Tod verschuldet hatten. Gelegentlich sind also auch Ameisen als Feinde der am Erdboden nistenden Vögel zu betrachten. —

Aus dem Pflanzenleben.

— **Sinnpflanzenzucht im Wasser.** Einen anziehenden Versuch hat, wie der „Prometheus“ mittheilt, vor kurzem der französische Botaniker Gaston Bonnier mit der bekannten Sinnpflanze (*Mimosa pudica*) unternommen. Es gelang ihm nämlich, Sinnpflanzen völlig unter Wasser zu ziehen, wobei sich in dem inneren Baue sowohl wie in den Reizbewegungen eigenthümliche Abänderungen ergaben. Die Wirkungen des Wasserlebens wurden dadurch unschädlich gemacht, daß das Wasser fortwährend erneuert und ununterbrochen durchfließt wurde. Im Uebrigen zerfielen die Versuchspflanzen in zwei Gruppen, die einen waren bereits vom Samen an unter Wasser gezüchtet, die anderen hatten sich erst eine Zeit lang an der Luft entwickelt und mußten dann ihr Wachsthum unter Wasser fortsetzen. Trotz des dauernden Untergetauchtheins zeigten nur die Pflanzen der ersten Abtheilung sowohl die regelmäßigen Schlafbewegungen, wie die bekannten Reizerscheinungen auf Berührung oder Erschütterung; dagegen hielten ihre Blätter die ausgebreitete Tagesstellung nicht so lange ein, wie unter gewöhnlichen Umständen erwachsene Stöcke; und diese Abweichung dauerte noch fort, als sie nachträglich an die Luft gebracht wurden. Zur Vergleichung wurden an der Luft

erwachsene Sinnpflanzen nachträglich unter Wasser gebracht und dort sogleich dem Versuche unterworfen. Da auch diese ihre Bewegungen unverändert wie vorher ausführten, so ergiebt sich, daß es sich hier um eine während der Entwicklungszeit unter dem Einflusse der Umgebung erworbene Eigenschaft handelt, eine unmittelbare, augenblickliche Einwirkung durch das Wasser dagegen nicht zu stande kommt. Auch der Spielraum der Schlafbewegungen war bei den unter Wasser erwachsenen Stöcken geringer, und das Gleiche galt von der Geschwindigkeit der Reizeleitung. Die Wasserfülle zeigten auch wichtige Gewebsveränderungen, und zwar besonders in den Blattgelenken, wo ja die Reizbewegungen ihren Ursprung nehmen. Es fand sich hier der innere Theil, der die Fasern und Gefäßstränge enthält, stark zurückgetreten und schwächer als gewöhnlich verholzt; auch waren die zelligen Bestandtheile, die ihn aufbauen, nicht so wie sonst verlängert. Es läßt sich daraus schließen, daß diese Schichten es sind, die bei dem Zustandekommen und der Fortpflanzung der Bewegungen die größte Rolle spielen. —

Meteorologisches.

— Im Auftrag der Bauleitung der großen sibirischen Bahn hat nach einem Bericht der „Geographischen Zeitschrift“ der Berg-Ingenieur Sergejew meteorologische Beobachtungen im Amurgebiet angestellt, welche von allgemeinem Interesse sind. Der Hauptgrund, weshalb im Amurgebiet der Ackerbau eine nur begrenzte Entwicklungsfähigkeit besitzt, liegt darin, daß das Klima ein rein kontinentales ist. Selbst die südlichsten Theile des Gebietes (unteres Seja-Thal und Umgegend von Chabarowsk) leiden, abgesehen von den sehr strengen Winterfrösten, an dem zu schroffen Uebergang von der kalten zur heißen Jahreszeit, welche fast immer viel zu regenarm für eine gleichmäßige Getreidereife ist. In den Gebirgen Transbaikaliens spielt die Frage der Wasserversorgung eine entscheidende Rolle für Bau und Betrieb der künftigen Bahn. Sorgsame Messungen ergaben, daß der Boden allerdings in den höheren Lagen auch im Sommer nicht völlig frostfrei wird; er thaut in der warmen Jahreszeit im ungünstigsten Fall bis auf eine Tiefe von 0,5 Sajschen (1 Sajsche = 2,13 Meter) auf, während im Winter der Bodenfrost sich bis auf eine Tiefe von 1,54 im geringsten, von 4,35 Sajschen im höchsten Falle erstreckt. Wasser wurde durchgängig unterhalb der unteren Frostgrenze festgestellt, so daß die oft ausgesprochenen Besürchtungen des Wassermangels für den Bahnbetrieb nicht begründet sind. —

Humoristisches.

— Aus einer Rede. „... Uebrigens bin ich der Ansicht, daß wir, mit einiger Umsicht und Vorsicht, Aussicht haben, unsere Absicht zu verwirklichen!“ —

— Auf dem Heimwege. „Da hab' ich meiner Alten heut' früh einen Hasen versprochen; statt dem... bring' ich ihr jetzt einen Affen... Bin nur neugierig auf die Sauce, die sie mir dazu machen wird!“ —

— Auf der Sekundärbahn. „Sie, Herr Stationsdiener, mir scheint, das erlebt man gar nicht, bis der Zug kommt!“
„Warum denn nicht! Sie sind ja noch ein junger Mann!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Die vom Deutschen Theater in Berlin und vom Wiener Burg-Theater kürzlich aufgeführten Stücke von Hugo von Hofmannsthal: „Die Hochzeit der Sobeide“ und „Der Abenteuerer und die Sängerin“ werden in dem Anfangs April bei S. Fischer in Berlin erscheinenden Werke Hofmannsthal's: „Theater in Versen“ enthalten sein. —

— Der diesmalige Wauernfeld-Preis wird in den nächsten Tagen in Wien zur Ausgabe gelangen. Wie verlautet, werden Ferdinand v. Saar, Arthur Schnitzler und Karlweis Preise von je 1000 fl. erhalten. Weiter soll ein Aufmunterungspreis an den jungen Schriftsteller Leo Hirschfeld, den Verfasser des im Carl-Theater aufgeführten Wiener Stückes „Die Lumpen“ verliehen werden. —

— Holger Drachmann hat ein fünftätiges Lyrisches Schauspiel „Gurre“ vollendet, das in Versen und in Prosa geschrieben ist und die Raubzüge des Dänekönigs Waldemar Atterdag behandelt. Fini Henriques hat die Musik dazu komponirt. —

— Im Kroll-Theater steht das Gastspiel einer französischen Schauspiel-Gesellschaft, an deren Spitze Rosa Brud und Deval stehen, bevor. Zur Aufführung sollen gelangen: Amants (Maurice Donnay), Le Pardon (Jules Lemaitre), Thérèse Raquin (Emile Zola), Le Boulot (Pierre Wolff) und Francillon (Dumas fils). —

— Sarah Bernhardt wird nächstens in ihrem Theater den „Hamlet“ spielen. —

— Die Soubrette Annie Dierkens, die in diesen Tagen im Wintergarten gastirt, ist auf drei Jahre an das Berliner Thalia-Theater engagirt worden. —

— Ein Landwirtschafts-Institut für Frauen mit zweiseitigem Kursus ist in Moskau im Entstehen. —